



Die Autorin in ihrer fünften Klasse in der Hamburger Stadtteilschule Am Heidberg

## Teach First

Gerechtere Bildungschancen – das ist die Vision von Teach First. Derzeit sind 78 sogenannte *Fellows* in Berlin, Hamburg, Nordrhein-Westfalen, Baden-Württemberg und Thüringen im Einsatz. Es sind Hochschulabsolventen verschiedenster Fachrichtungen. Sie arbeiten an Sekundar- und Primarschulen und unterstützen als zusätzliche Lehrkräfte sozial benachteiligte Schüler. Wer das Auswahlverfahren besteht, ein Assessment-Center, bei dem dieses Jahr von 800 nur 80 ausgewählt wurden, wird während des zweijährigen Einsatzes intensiv pädagogisch geschult: Die *Fellows* lernen Methoden der Sprachförderung, wie man Stunden plant und durchführt und Jahresziele für Schüler festlegt. Regelmäßige Fortbildungen und Trainerbesuche garantieren Qualität. Bezahlt werden die *Fellows* von den Bundesländern, die Kosten für Aus- und Weiterbildung übernehmen Förderer aus der Wirtschaft. Teach First Deutschland ([www.teachfirst.de](http://www.teachfirst.de)) will einen langfristigen Systemwandel einleiten: Nach Ende ihres Einsatzes sollen die *Fellows* sich weiterhin und nachhaltig für gerechtere Bildungschancen einsetzen.

# Einmal Lehrer und zurück

DUNJA BATARILO wollte »die Generation kennenlernen, die da heranwächst«. Hier schreibt sie über ihre Erlebnisse als Teach First »Fellow«

Andy und Charlene räkel sich auf dem Boden und essen Chips, der Rest der 8d macht Kulis und Trinkflaschen zu Flugobjekten. Vor zehn Minuten hat die sogenannte individuelle Lernzeit begonnen. »Aufstehen, und zwar sofort!« Das ist meine zehnte Ermahnung, und meine Stimme bekommt diesen schrillen Ton, den ich an mir hasse. Charlene schaut mich regungslos an, dann steckt sie sich die Finger in die Ohren und fängt an, wie eine Sirene zu heulen. Wie auf Kommando fällt die ganze Klasse ein. Und diese Martinshörner hier sollen in einem Jahr ihren Hauptschulabschluss machen.

Auf dem Heimweg strample ich heulend vor Wut gegen den Hamburger Wind an. Warum in aller Welt tu ich mir so was an? Warum sitze ich nicht in einer Redaktion und mache den Job, den ich immer machen wollte? Welcher Teufel hat mich geritten, als ich mich bei der Bildungsinitiative Teach First Deutschland bewarb? Ich wollte nicht einfach nur reden und schreiben über die Kevins und Aishes, vor denen sich die Feuilletonisten der Nation so gerne gruseln. Die Generation, die da heranwächst, wollte ich gern selbst kennenlernen.

Teach First setzt sich für gerechtere Bildungschancen ein. Ich kannte die Schwester-Initiative aus England und fand die Idee großartig: Hochschulabsolventen für zwei Jahre an »Brennpunktschulen« zu schicken, damit sie sich später in ihren vermutlich einflussreichen Positionen für eine gerechtere Bildungswelt einsetzen. Ich fand die Debatte um die vielen abhängigen Schulen, an denen sich die Zukunft unserer Gesellschaft entscheidet, spannend und wichtig. Mit der Vermessenheit aller derer, die sich für Experten in Sachen Schule halten, weil sie schließlich

selbst mal auf einer waren, dachte ich: So schwer kann Lehrerein nicht sein. Ich hatte Philosophiestudium und Journalistenschule hinter mir und wollte runter von der Metaebene, rein ins echte Leben. Da bin ich jetzt: an einer Stadtteilschule im Hamburger Norden. Und die Kevins und Aishes zeigen mir, wo der Hammer hängt.

### Ich werde souveräner im Umgang mit dem Unberechenbaren

Es gibt Schulen, an denen es deutlich schlimmer zugeht als an dieser. Und trotzdem: Dieser Job ist die bisher größte Herausforderung meines Lebens. Rückendeckung hole ich mir bei den anderen Hamburger *Fellows*. Das erste Mal in meinem Leben habe ich eine »Bezugsgruppe«, und die brauche ich auch. Die sechswöchige Sommerakademie zur Vorbereitung auf unseren Einsatz hat uns zusammengeschweißt. Das Zusammenspiel aus Fortbildungen und Austausch untereinander, auch beim gemeinsamen Bier, trägt uns durch den Einsatz. Außer den anderen *Fellows* erfährt niemand von mir, welche unpädagogischen Fantasien mir in Martinshörnermomenten wie in der 8d durch den Kopf gehen – mit Chancengerechtigkeit haben die nicht immer zu tun.

»Sie haben meine Eltern angerufen«, ruft Furkan mir strahlend entgegen, als ich die 5e betreue. Stimmt. Das ist meine Strategie: Beim fünften Smiley rufe ich die Eltern an und schockiere sie mit positiven Nachrichten über ihren Nachwuchs. Die Klasse wird umgehend ruhig. Die Schüler wissen mittlerweile, dass es die begehrten Smiley-Stempel in die Lernpässe nur gibt, wenn sie sich an die Regeln halten und schaffen, was sie sich vorgenommen haben. Inzwischen läuft es einigermaßen rund mit den meisten

Schülern, ich werde souveräner im Umgang mit dem Unberechenbaren. Triumphgefühle machen sich breit in Situationen wie dieser: Vertretung in einer neunten Klasse. Nach einer halben Stunde, in der ich die Meute leidlich gebändigt habe, höre ich eine Stimme rufen: »Kann ich jetzt runterkommen?« Mein Blick wandert dem Ursprung der Stimme entgegen, nach oben: Hamid hat die Stunde von mir unbemerkt auf dem Schrank verbracht. »Also die letzten fünfzehn Minuten kannst du jetzt auch noch oben bleiben«, gebe ich zurück und schaffe es tatsächlich, dabei ernst zu bleiben.

Der stellvertretende Schulleiter war zunächst einfach neugierig, als er von Teach First hörte. Er fand die Idee, jemand Fachfremdes mit einem Blick von außen an die Schule zu holen, vielversprechend. Zudem wurde damals gerade die Ganztagesbetreuung eingeführt. Wir *Fellows* sind flexibel einsetzbar und kosten die Schule nur eine halbe Lehrerstelle, das war ein attraktives Angebot. Und anscheinend hält das Produkt *Fellow*, was es verspricht: Ich bin bereits die dritte hier. Hauptsächlich bin ich eine Art Satellit des siebten Jahrgangs, unterrichte Englisch im Team mit Fachlehrern und gebe Förderunterricht. Nachmittags bringe ich einer Gruppe Nachwuchsjournalisten das Bloggen bei und leite eine Theatergruppe. Sinnvoll eingesetzt fühle ich mich da, wo ich Schüler in verschiedenen Kontexten kennenlernen und fördern kann.

Zum Beispiel Adrian: Sein Englisch ist katastrophal. Sein Auftritt als Clown im Theaterkurs aber ist hinreißend – und dadurch, dass ich auch diese Seite an ihm kenne, kann ich ihn im Förderunterricht viel besser motivieren. Mein Teach-First-Trainer besucht regelmäßig meinen Unterricht und gibt mir konstruktives Feedback. Mit

einem Studium in Fachdidaktik kann ich nicht punkten – mein Kapital ist, dass ich aus der Welt »draußen« komme. Die versuche ich so oft wie möglich in die Schule zu holen: indem ich mit dem Offenen Fernsehkanal Tide-TV zusammenarbeite, mit den Schülern eine Zeitungsredaktion besuche, Brieffreundschaften mit englischen Schülern organisiere.

Im Gremium »Kulturschule« arbeite ich an Schulentwicklungsfragen mit. Und wie alle *Fellows* höre ich die Uhr ticken: Unser Einsatz ist auf zwei Jahre begrenzt – wenn wir etwas hinterlassen wollen, müssen wir zupacken, sobald wir eine Baustelle sichten.

Gerechtere Bildungschancen in Deutschland – das ist die Vision von Teach First, dafür habe ich mich engagieren lassen. Aber erreiche ich das Klassenziel? Ich bin bescheiden geworden. Mir ist klar geworden, dass große Dinge im ganz Kleinen beginnen. Den Schülern, mit denen ich arbeite, helfe ich dabei, sich Ziele zu setzen und diese auch zu erreichen. Ich versuche, ihnen Erfolgserlebnisse zu ermöglichen. Ich helfe ihnen bei Bewerbungen und mache kleine Deals mit ihnen, um sie zu motivieren, sich für die nächste Arbeit besonders anzustrengen. Ich erpresse sie mit Smiley-Stempeln und Versprechungen, bis sie irgendwann auf den Geschmack kommen und merken, dass es cool sein kann, gut in der Schule zu sein. Und dass es sich lohnt, etwas vom Leben zu wollen.

Mitlerweile denke ich: Ich lerne von meinen Schülern mindestens genauso viel wie sie von mir. Empathisch und begeisterungsfähig war ich immer schon. Meine Schüler fordern von mir, eisern konsequent und berechenbar zu sein. Und mich durchzusetzen, wenn sie Chips essend auf dem Boden liegen und mich – mindestens – uncool

finden. Sie lehren mich, die beklopptesten Sprüche nicht persönlich und mich selbst nicht so ernst zu nehmen. Und sie sind hemmungslos sie selbst.

Stolz machen mich die ganz kleinen Dinge. Wenn ich meinen Förderschüler Elya, den notorischen Schwänzer, dabei erwische, wie er seinem Banknachbarn die Hausaufgaben erklärt. Wenn Emre und Alperen freiwillig in meinen Förderunterricht kommen. Wenn Nikola es wirklich schafft,

ANZEIGE

**ZEIT SHOP**

**50 Neodym-Magnete**  
Neodym-Magnete sind die stärksten handelsüblichen Magnete und haben in der Tat eine erstaunliche Kraft.

Preis: 32,95 €  
Bestellnr.: 2184

[www.zeit.de/shop](http://www.zeit.de/shop)

Genießen Sie DIE ZEIT

einen Text dreimal zu überarbeiten, bis er richtig gut ist, und damit dann ein Schülerstipendium gewinnt. Dann sitze ich nach Schulschluss auf meinem Fahrrad, grinse in mich hinein und denke: Ich werde euch vermissen, ihr Satansbraten. Mal schauen, was ich mir für euch noch einfallen lasse, in meinem Leben nach Teach First.

Fortsetzung von S. 63

hängig sind von den Universitäten und deren Zertifizierungsmonopol.

Vor diesem Hintergrund kann man auch – noch einmal im Blick auf Forschung – zwanglos eine Antwort auf die bisher offen gelassene Frage ergänzen, ob die Universitäten zur Bewertung von Wissen unentbehrlich sind. Das mag für Graduierungsverfahren noch gelten, ansonsten wohl kaum. Hier existieren, neben den Akademien, längst andere Instanzen der Bewertung von Wissen: Fachzeitschriften und ihre Begutachtungsverfahren, die Fachkollegen der DFG oder die themenbezogen eingerichteten Gutachterausschüsse an vielen Orten, zum Beispiel bei Ministerien oder in Stiftungen, selbst im Wissenschaftsrat, der darüber entscheidet, wer das Recht zur Graduierung bekommt. Die Universitäten sind hier längst nicht mehr exklusiv die begutachtenden Akteure, sondern selbst Objekte der Bewertung, auch wenn die meisten Gutachter Hochschullehrer sind. Für die Gutachterrolle ist das hilfreich, aber weder notwendig noch hinreichend. Im Wissenschaftsrat finden sich schon Industrie- oder Verbandsvertreter oder Gesandte von Fachgesellschaften, die bei der Rekrutierung ihrer Mitglieder nicht universitären Regeln folgen.

Man muss deshalb wohl auch für den Ausbildungsbedarf einer Gesellschaft und für die Modi der Bewertung von Wissen akzeptieren, dass Universitäten kein Alleinstellungsmerkmal haben, dass vielmehr andere, gelegentlich sogar effektivere Formen der Aus-

bildung auf wissenschaftlichem Niveau existieren – wie etwa Fach- und Spezialschulen aller Couleur. Die mit der (deutschen und Newmanschen) Idee der Universität verbundene These, dass

Fachschulen Garanten für Fachidiotentum seien, wird durch die Realität nicht bestätigt, sondern erklärt sich nur durch den nationalen Affekt gegen alles Französische.

Was spricht dann aber noch für die Universitäten? Haben sie überhaupt eine Zukunft – jenseits der Beharrungskraft des Gegebenen, jenseits der Zahl und Größe der bereits vorhandenen Institutionen, jenseits der lokalen Traditionen und der damit verbundenen regionalpolitischen und standortspezifisch ökonomischen Funktionen und Leistungen, die Universitäten ohne Zweifel erbringen (was wären Tübingen oder Marburg ohne ihre Universität?) – ohne deshalb Humboldtsche Universitäten zu sein, die es bekanntlich nie gab, jedenfalls nicht in Deutschland.

Spricht nicht im Grunde wenig für die Universität? Ist es nicht erstaunlich, dass wir sie überhaupt noch haben, obwohl sie ineffektiv ist, nicht kontrollierbar, wenn auch begehrt? Warum tun wir uns das an, Forschung und Lehre zugleich und gleichzeitig in dieser erwiesenermaßen schwierigen Symbiose? Ist nicht das Wort von der Differenzierung im Hochschulsystem schon ein Indiz dafür, dass wir zwar ein Hochschulsystem brauchen, dass aber nicht alle Einrichtungen dieses Systems gleich sein oder gar der Idee der Universität entsprechen müssen – der Ein-

heit von Forschung und Lehre und der Universitas Litterarum, sondern durchaus nur Fachschulen sein dürfen, auch Spezialhochschulen, also insgesamt in der Vielfalt »von institutionellen Selbstentwürfen und Schwerpunktsetzungen«, wie der Wissenschaftsrat 2010 gesagt hat?

Und nur nebenbei: Auch aus dieser nüchternen Distanz ist das gegebene System – international gesehen – noch erstaunlich genug: circa 150 Hochschulen, ein Drittel durchaus ambitioniert Universität, ein sehr gutes weiteres Drittel sehr viel einheitlicher in der Leistung als zum Beispiel das amerikanische Hochschulsystem. Deshalb: Das Gegebene sollte man nicht verachten, sondern kultivieren, das ist sogar die erste Zukunftsaufgabe, keineswegs selbstverständlich, man kann hier noch viel verlieren – auch wenn es nicht die Idee der Universität in Reinkultur darstellt.

Gibt es aber eine Zukunft für die Universität nach ihrer Idee? Kaum, jedenfalls nicht als Institution, also organisatorisch garantiert und auf Dauer gesetzt, sondern nur in der Praxis der Arbeit, nur dann, wenn wir sie im Alltag machen. Dann gilt zuerst – man muss sie wollen, die Universität nach ihrer emphatischen Idee: diese eigentümliche Mischung von Personen, Rollen und Funktionen, spannungsreichen Erwartungen, sehr stark personenabhängigen Leistungen; eine schwer kontrollierbare Realität, aber in glücklichen Fällen ein Ort singularer Symbiose von Lehre und Forschung. Wer dieses Glück je genossen hat, wird für die kontinuierliche Neuerfindung der Universität in

ihrer Tradition plädieren, nicht resignieren, aber natürlich sagen, dass dann auch andere Prämissen als der Ausbildungs- und Forschungsbedarf gegeben sein müssen, eine demokratische, zivilgesellschaftliche Ordnung zum Beispiel und ein bisschen Geld und Zeit und die richtige Verfassung der Universität.

### An nichts anderes denken müssen, als der Beste für sein Thema zu werden

Was kann man dann versprechen und erwarten, jenseits des Alltags der akademischen Ausbildung und ordentlicher, normaler Forschung?

Zuerst eine Lebensform eigener Art, autonom, von der *societas magistrorum et scholarium*, der Gemeinschaft der Lehrenden und Lernenden, getragen, vom Forschungsimperativ bestimmt, über Themen und Methoden organisiert, so finanziert, grundfinanziert, dass man an nichts anderes denken muss, als der Beste für sein Thema zu werden. In ihrer Praxis ist das natürlich der Elfenbeinturm, eine intellektuelle Spielwiese und ein Ideenlabor, auch in den Geisteswissenschaften, in permanenter Konkurrenz und Kooperation mit anderen Stätten gleicher Art.

Sie ist unverzichtbar für die Rekrutierung von Eliten aller Couleur, denn wir haben keinen Mangel an Experten, sondern an gebildeten Experten, solchen, die mit offenen Zukünften umgehen können und deshalb auch einer Auslese unterliegen müssen, die nur die höchsten Standards kennt.

Gekürzte Fassung eines Vortrags vor der Jungen Akademie der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften und der Leopoldina